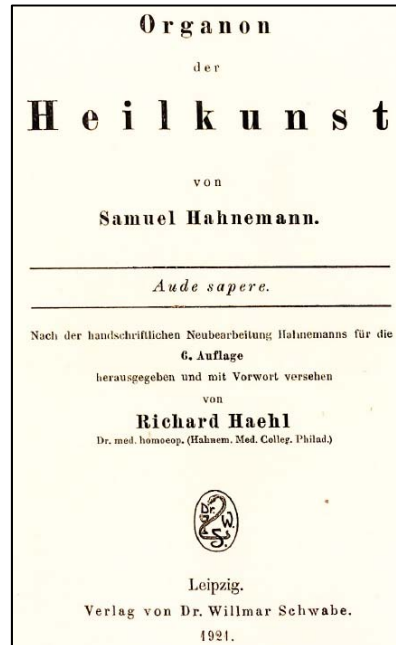




## Homöop@thie Edition Digital Newsletter 10-2016 /1



Deckblatt aus dem Organon der Heilkunst, 6. Auflage  
herausgegeben von Richard Haehl

### Editorial

Mit dieser Folge setzen wir mit **Teil 4 (letzter Teil)** die Serie über die Entstehung des "Organon der Heilkunst" fort.

Samuel Hahnemann begann in seinem 86. Lebensjahr mit der Vorbereitung einer neuen, 6. Auflage des "Organon der Heilkunst", die er Ende Februar 1842 fertigstellte, die Herausgabe des Werkes aber nicht mehr erlebte.

Erst 1921, neunundsiebzig Jahre nach der Fertigstellung, hat Richard Haehl die sechste Auflage im Verlag von Dr. Willmar Schwabe (Leipzig) herausgegeben. Der Herausgeber hatte den Nachlaß von Samuel Hahnemann und Clemens von Bönninghausen erworben.



## Organon der Heilkunst von Samuel Hahnemann

6. Auflage, herausgegeben von Dr. med. homoeop. (Hahnem. Med. Colleg. Philad.) Richard Haehl, Verlag von Dr. Willmar Schwabe, Leipzig, 1921 (Bibliothek Hahnemann Institut, Greifenberg)

### Vorrede des Herausgebers zur 6. Auflage von Hahnemanns Organon. (Vierter und letzter Teil)

Das Organon ist, wie schon erwähnt, Hahnemanns Bekenntnisschrift und der Inhalt des Buches ist nichts anderes als ein Niederschlag der inneren Entwicklung des Verfassers. Zur richtigen Beurteilung und wahren Würdigung des Werkes ist daher die Kenntnis vom

Lebensgang Samuel Hahnemanns,

mit besonderer Berücksichtigung der entwicklungsgeschichtlichen Seite unentbehrlich. Der Raum verbietet es, hier mehr als einen Abriß von seinem vielgestaltigen Leben und Wirken wiederzugeben. Für ein eingehenderes Studium mache ich auf das demnächst erscheinende größere Quellenwerk aufmerksam, das ich in Gemeinschaft mit Chefredakteur K. Schmidt herausgebe:

„Samuel Hahnemann, sein Leben und Schaffen,

auf Grund von neu aufgefundenen Urkunden, Dokumenten, Briefen, hinterlassenen Schriften und unter Mitbenützung der gesamten in- und ausländischen Literatur“

Aus einer Künstlerfamilie entstammt Samuel Hahnemann, und Künstler ist auch er geworden, wenn auch auf einem anderen Gebiete als Großvater, Vater und Onkel. Diese drei waren Maler. Samuel Hahnemann wurde mehr: er wurde ein Künstler in der Behandlung kranker Menschen — ein erfolgreicher Arzt, Entdecker und Bahnbrecher einer neuen Heillehre.

In Meißen, im Kurfürstentum Sachsen, wurde dem Maler an der dortigen Porzellanfabrik, Christian Gottfried Hahnemann und seiner Ehefrau Christine geh. Spieß, am 10. (11.) April 1735 das dritte Kind geboren. Der Eintrag im Kirchenbuch der Frauenkirche zu Meißen nennt ausdrücklich Freitag, den 11. April als Geburtstag. Da aber in der Familie, wie später von Samuel Hahnemann selbst, der

10. April als Geburtstag gefeiert wurde, entstand ein bis heute bestehender Unterschied in der Angabe des Geburtstages. Das Kind wurde schon am Sonntag darauf auf den Namen „Christian Friedrich Samuel“ getauft.

Aus der Jugendzeit Samuels liegen nur spärliche Nachrichten vor, die uns in Form einer fragmentarischen Selbstbiographie überliefert wurden.

Der Vater war nicht mit irdischen Gütern gesegnet. Aber auf eine gute Erziehung und Schulung seines Sohnes legte er den größten Wert: „Beim Lernen und Hören nie der leidende Teil zu sein“, „handeln und sein ohne zu scheinen“, „die erhabenen Begriffe von dem Urwesen der Schöpfung, der Würde der Menschheit und ihrer herzerhebenden Bestimmung nie in Widerspruch zur Behandlungsweise zu bringen“ — das waren des Vaters „Begriffe von dem, was gut und des Menschen würdig genannt werden kann.“ So bezeugt der Sohn vom Vater, der anfänglich sein Lehrer war, ohne daß dieser je Wissenschaften getrieben hatte. Darauf besuchte Samuel die Stadt- und anschließend daran die Fürstenschule St. Afra in Meißen bis 1775. Dann bezog er — zwanzig Taler in der Tasche — die Universität Leipzig, um Medizin zu studieren, nachdem ein Versuch, den Jüngling Kaufmann werden zu lassen, am Widerstand des lernbegierigen jungen Mannes gescheitert war.

In Leipzig mußte sich der junge Student der Medizin durch Erteilung von Stunden und Übersetzung von Büchern selbst den Lebensunterhalt verdienen. Seine ungewöhnlichen Sprachkenntnisse kamen ihm dabei sehr zu statten. Nach zweijährigem eifrigem Studium wanderte er, im Frühjahr 1777, nach Wien, da die Universität Leipzig damals noch über keine eigene Klinik verfügte und die praktische Ausbildung der Medizinstudierenden darunter notleiden mußte.

In Wien stand das Spital der barmherzigen Brüder in der Leopoldstadt unter der Leitung des bekannten Professors Quarin, der



sechsmal Rektor der Universität war und unter dem später auch ein allgemeines Krankenhaus gebaut wurde, das als das hervorragendste Hospital Europas angesehen war. Quarin nahm sich des eifrigen, wißbegierigen jungen Sachsen besonders an, und so wurde dieser hier von einem der vortrefflichsten und erfahrensten Ärzte in die praktische Heilkunde eingeführt.

Im Herbst 1777 waren Hahnemanns kleine Ersparnisse, die er sich in Leipzig durch Stundengeben und Übersetzen zurückgelegt hatte, aufgebraucht. Er folgte daher gerne einer Aufforderung des Barons von Bruckenthal, des damaligen Statthalters von Siebenbürgen, mit ihm nach Hermannstadt zu gehen. Hier ordnete er dessen Bibliothek und Münzensammlung und konnte zugleich seine ärztlichen Kenntnisse und Fähigkeiten erweitern und vermehren.

Nach sieben Vierteljahren, im Frühjahr 1779, schied er aus dem ihm lieb gewordenen Land der Sachsen an der Grenze von Halbasien, um in Erlangen seine medizinischen Studien abzuschließen und sich hier (August 1779) die Doktorwürde zu holen, mit seiner Dissertation: „*Conspectus affectuum spasmodicorum aetiologicus et therapeuticus*“ (eine Betrachtung der Ursachen und Behandlung von krampfartigen Affektionen).

Und nun begann eine seltsame, unruhige Wander- und Drangperiode, in der der junge Doktor bald als Arzt praktizierte, bald die ärztliche Tätigkeit wieder aufgab und ausschließlich von der Schriftstellerei lebte, wobei er wichtige französische, englische und italienische Werke seinem deutschen Volke zugänglich machte oder selbständige Werke schuf und zwar nicht bloß auf dem ihm am nächsten stehenden Gebiet, der Heilkunde, sondern auch auf den Nachbargebieten, der Chemie und Pharmazie, der Gesundheitspflege und der Erziehung. Dabei mußte er oft durch tiefe, schwere Not hindurchgehen. Selbst als er sich im Jahre 1782 mit Johanna Leopoldine Henriette Küchler, der Tochter eines Apothekers in Dessau verheiratet hatte und seine Familie in rascher Entwicklung bis auf zehn Köpfe anwuchs, hatten er und die Seinen immer wieder Zeiten herbster Entbehrung durchzumachen. Vom Thüringenschen bis an die Waserkante und wieder zurück in die sächsischen Lande gingen ein Vierteljahrhundert lang bis

1805 — diese unruhigen, scheinbar ziel- und planlosen Wanderzüge über Hettstädt im Mansfeldschen, Dessau, Gommern (wo er sich verheiratete), Dresden, Leipzig, Stötteritz, Gotha, Georgental, Molschleben bei Gotha, Güttingen, Pymont, Wolfenbüttel, Braunschweig, Königslutter, Hamburg, Altona, Mölln im Lauenburgschen, Machern und Eilenburg bei Leipzig, Dessau (zweiter Aufenthalt) und Torgau (Ende 1804) — eine geradezu abenteuerlich anmutende Wanderschaft eines reisenden Arztes, Gelehrten und Schriftstellers, die wir erst heute in ihrer lückenlosen und zuverlässigen Vollständigkeit durch die Auffindung und Erwerbung der schriftlichen Hinterlassenschaften Hahnemanns festzustellen vermochten.

Aber nutz- und ergebnislos waren diese Wanderfahrten nicht. Es waren die Jahre des Durchringens neuer Gedanken, des Werdens und Wissens der neuen Heillehre. Schritt für Schritt kann man heute verfolgen, wie Samuel Hahnemann aus dem Unbefriedigtsein mit dem Zustande des Heilwesens seiner Zeit sich immer mehr loslöste vom alt Hergebrachten, wie er in der Ratlosigkeit und Verzweiflung sich ganz von seinem ärztlichen Berufe abwandte, wie er durch seine unerschrockene, rückhaltlose Kritik an dem alten System sich fortgesetzt Feinde und Gegner schuf und sich dadurch den Aufenthalt an vielen Orten erschwerte und unmöglich machte. Dazu kam noch seine Forderung, daß der Arzt seine Arzneien selbst bereite und an die Kranken abgebe, wodurch er sich nicht nur die Ärzte, sondern auch die Apotheker zu Feinden machte. Schließlich erregten auch die glücklichen Kuren, die ihm nach Entdeckung seines neuen Heilprinzips gelangen und die seinen Ruf als erfolgreichen Arzt in immer weitere Kreise trugen, den Neid seiner weniger beschäftigten Kollegen. Diese Summe von Gründen gaben den Anlaß zu seinen unruhigen Streifzügen und zu seiner verzweiflungsvollen Seelenstimung, der er in seinem „Brief an einen Arzt von hohem Range über die höchst nötige Wiedergeburt der Heilkunde“ — gemeint war unter dem Adressaten Hahnemanns berühmter Zeit- und Fachgenosse Hufeland — mit geradezu erschütternder Aufrichtigkeit und Eindringlichkeit Ausdruck verlieh. Ein Auszug dieses Briefes ist allerdings erst 1808 erschienen, aber sein Inhalt bezieht sich auf die





eben besprochene Zeitperiode, über die er sich in einem Aufruf an die Berufsgenossen schon 1801 im Reichsanzeiger: „Ansicht der ärztlich kollegialen Humanität am Anfänge des neuen Jahrhunderts“ und in seiner 1805 veröffentlichten Schrift „Aesculap auf der Wagschale“ mit geradezu herzerfrischender, mutiger Offenheit ausgesprochen hatte.

Zeigte Hahnemann schon in diesen Veröffentlichungen, daß er, abseits der großen Heerstraße, seine eigenen Wege gehen wollte und mußte, so ging dies noch mehr aus seinen Schriften und Handlungen hervor, die mit der praktischen Ausübung seines ärztlichen Berufes zusammenhingen. In Georgental (1792) behandelte er — ganz im Gegensatz zu der rohen, gewalttätigen Behandlungsart der damaligen Zeit — zum erstmal Geisteskranke auf vernunftgemäße, humane Weise und erbrachte damit den Beweis, daß auch der Irrsinn heilbar sei, vorausgesetzt, daß dem Kranken die nötige Rücksicht und Aufmerksamkeit von Seiten des Arztes und die erforderliche Geduld und Hingabe bei der Pflege zuteil werde. Im „Freund der Gesundheit“ (1792 und 1795), im „Handbuch für Mütter“ (1796) wie in seiner Schrift „Der Kaffee in seinen Wirkungen“ offenbarte sich sodann schon der Arzt, der die Gesundheitspflege, die Lebensweise und Ernährung des Kranken über die Arzneibehandlung stellte, und der konsequent auch in seinen Krankenbriefen in erster Linie eine vernunftgemäße Lebensweise von seinen Kranken verlangte. Reichlicher Aufenthalt in frischer Luft, tägliche Bewegung im Freien, Reinlichkeit und Abhärtung durch Abwaschungen und Bäder, Mäßigkeit im Essen und Trinken, Vermeidung des Kaffee- und Teegenusses, sowie starker Weine und Gewürze aller Art sind Ratschläge, auf die er, je nach Art und Ursache des Leidens, bei der brieflichen Beratung seiner Kranken den größten Nachdruck legte.

Hatte sich Hahnemann im ersten Teil seines „Freund der Gesundheit“ (1792) hauptsächlich mit der persönlichen Gesundheitspflege befaßt, so beschäftigte er sich im zweiten Teil (1795) mehr mit der öffentlichen Hygiene. Seine Vorschläge zur Verhütung von Epidemien, besonders in größeren Städten, und seine Forderungen in bezug auf Einrichtung von Gefängnissen und Seuchenhäusern setzen uns förmlich in Erstaunen. Sie sind heute, nach

mehr als 125 Jahren, zum größten Teil noch brauchbar und beherzigenswert. Kein Wunder, wenn ihn seine Zeit- und Fachgenossen nicht verstanden, nicht verstehen konnten; er war in diesen Dingen seiner Zeit um ein Jahrhundert vorausgeeilt!

Hahnemann hatte nicht nur einen offenen Blick für die Mängel und Schäden der damaligen Heilkunde, sondern er fand auch den Mut, sie aufzudecken und erbarmungslos zu kritisieren. Neben der Verwerfung der damals üblichen Brech- und Abführkuren trug ihm besonders sein energischer Kampf gegen den Aderlaß, der zu seinen Zeiten in geradezu handwerksmäßiger Häufigkeit und Ausdehnung angewandt wurde, den Haß zahlreicher Professoren und Ärzte ein. Schon in seiner Übersetzung von Cullens „Abhandlung über die Materia Medica“ (1790) verwarf er in einer eigenen Anmerkung dieses beliebte Rüstzeug der damaligen Heilkunde: „Aderlassen, Temperiermittel, laue Bäder, verdünnende Getränke, ermattende Diät, Blutreinigungen und ewige Laxanzen und Klistiere sind der Zirkel, worin sich der Mittelschlag der deutschen Ärzte unablässig herumdreht.“ Anfangs des Jahres 1792 ging Hahnemann, aus Anlaß des Ablebens Kaiser Leopold II. von Österreich, offen im Reichsanzeiger zu einer scharfen Kritik des Verhaltens der Leibärzte über, die den Monarchen durch Aderlässe zu Tode kuriert hatten:

„Die Kunst fragt, nach welchen Grundsätzen man mit Fug einen zweiten Aderlaß verordnen könne, wenn ein erster keine Erleichterung verschaffte? Wie man ein drittes, Himmel! und wie man ein viertes Mal Blut lassen dürfe, wenn bei keinem vorigen Male Erleichterung entstanden? — einem abgemagerten, durch Anstrengung des Geistes und langwierigen Durchlauf entkräfteten Manne viermal binnen 24 Stunden den Lebenssaft abzapfen dürfe, immer und immer ohne Erleichterung. Die Kunst erblaßt.“

Diese Kritik entfesselte einen heftigen Streit, der sich lange hinzog; aber Hahnemann blieb allen Anstürmen gegenüber fest auf seinem Standpunkt: nicht schwächen darf man die Lebenskraft durch Abzapfen des Blutes, sondern stärken muß man sie, damit sie, unterstützt durch geeignete, nicht heftig wirkende Arzneimittel, die Krankheit



überwindet. Das Blut aber ist der Lebenssaft, der erhalten bleiben und nur verbessert werden muß durch eine geordnete Lebensweise und geeignete Ernährung. Diese Gedanken gehen schon durch die Schriften und Aufsätze der oben besprochenen Zeitperiode.

Auch die ersten Ansätze zu seinem neuen Heilsystem fallen in diesen Zeitabschnitt. Er will nicht bloß kritisieren, sondern Positives schaffen. So zeigt er bereits in seiner obengenannten Übersetzung von Cullens *Materia Medica* (1790) einen neuen Weg, wie man durch Versuche an sich selbst die Wirkung von Arzneimitteln kennen lernen könne. Die Chinarinde erzeugt Wechsel - fieberähnliche Beschwerden, wie Hahnemann an sich selbst nachwies und: „Substanzen, welche eine Art von Fieber erregen, löschen die Typen des Wechselfiebers aus.“ Hier haben wir die erste Andeutung des neuen Heilsystems, das allerdings Hahnemann nur ahnungsweise aufdämmert.

Aber schon sechs Jahre später (1796) ging er in seinem „Versuch über ein neues Prinzip zur Auffindung der Heilkräfte der Arzneisubstanzen, nebst einigen Blicken auf die bisherigen“ einen bedeutsamen Schritt weiter: „Ich bitte meine Mitbrüder, diesen bisherigen Weg (*Contraria contrariis*) zu verlassen; er ist der unrichtige, ein Holzweg im dunkeln Haine, der sich in Abgründen verliert“, sagt Hahnemann an einer Stelle der eben erwähnten Abhandlung. Und dann fordert er seine Kollegen auf, die Wirksamkeit der Arzneistoffe an sich selbst zu prüfen, da man sich auf die Chemie ebensowenig verlassen könne, wie auf Tierversuche. Die genaue Kenntnis von der Wirkung unserer Heilmittel sei aber das erste Erfordernis für den praktischen Arzt, denn um richtig heilen zu können, „solle man so wenig wie möglich sich auf den Zufall verlassen, sondern so rationell und geflissentlich zu Werke gehen als nur möglich“. Dabei stellte Hahnemann schon damals den Grundsatz auf:

„Jedes wirksame Arzneimittel erregt im menschlichen Körper eine Art von eigener Krankheit. Man ahme die Natur nach, welche zuweilen eine chronische Krankheit durch eine andere hinzukommende heilt, und wende in der zu heilenden (vorzüglich chronischen Krankheit) dasjenige Arzneimittel an, welches

eine andere, möglichst ähnliche künstliche Krankheit zu erregen imstande ist und jene wird geheilet werden; *Similia similibus*.“

Hier finden wir also zum erstenmal genau formuliert den Fundamentalsatz der Homöopathie: „*Similia similibus*“ ausgesprochen, dem Hahnemann anschließend eine ganze Anzahl von Einzelheiten folgen läßt.

Bald darauf folgte der weitere Schritt Hahnemanns: Übergang zu kleinen Arzneigaben. Anschließend an seine Empfehlung von Belladonna als Vorbeugungsmittel gegen Scharlach verteidigte er 1801 in Hufelands *Journal der Heilkunde* in einem Aufsatz „Die Kraft kleiner Gaben der Arznei“.

So weit war Hahnemann schon in der Periode seiner Wanderzüge in die Erkenntnis seines neuentdeckten Heilsystems eingedrungen. Ganz besonders fruchtbar war aber sein längerer, ruhiger Aufenthalt in Torgau, der von 1805 bis zum Sommer 1811 dauerte. Es ist die Zeit der Reife.

Was er in seinem „Versuche über ein neues Prinzip“ von seinen Berufsgenossen gefordert hatte, das vollführte er selbst in dem 1805 erschienenen Werke: „*Fragmenta de viribus medicamentorum sive in sano corpore humano observatis*“, der ersten homöopathischen Arzneimittellehre, in der 27 Arzneimittel nach meist eigenen Beobachtungen genau beschrieben sind. Daß Hahnemann die Unvollständigkeit dieser überaus fleißigen und gewissenhaften Arbeit, die zusammen mit dem Repertorium rund 740 Seiten umfaßt, selbst erkannt hatte, drückte er im Titel „*Fragmenta*“ und in der Vorrede aus. Aber der Anfang zu einer eigenen homöopathischen Arzneimittellehre war damit gemacht und zugleich ein Vorbild für die Nachfolge aufgestellt.

In einem 1806 erschienenen Aufsatz „*Heilkunde der Erfahrung*“ (Separatdruck bei Wittich, Berlin) baut Hahnemann dann seine Gedanken weiter aus, indem er schreibt: „Zur Begründung der Heilung gehört ein treues Bild der Krankheit und ihren Zeichen und nächst- dem, wo sie aufzufinden ist, die Kenntnis ihrer Veranlassung und Entstehungsursache“... „Der Kranke klagt den Vorgang seiner Beschwerden, die Angehörigen erzählen sein Benehmen, der Arzt sieht, hört, fühlt usw., was verändert und ungewöhnlich an ihm ist und



zeichnet sich alles in der Ordnung auf, um sich das Bild der Krankheit vorzustellen.“

Hier haben wir kurz gefaßt die Beschreibung des zur Verordnung homöopathischer Arzneimittel erforderlichen Krankenexamens. Dann fährt Hahnemann fort: „Um heilen zu können, werden wir in gegebenen Fällen bloß nötig haben, dem vorhandenen Reize der Krankheit eine passende Arznei, das ist eine andere Potenz von sehr ähnlicher Wirkung, als die Krankheit äußert, entgegensetzen.“

Also auch hier wieder der Grundsatz: „Similia similibus!“ Dann erhebt Hahnemann weiterhin die Forderung der Anwendung von einfachen, unvermischten Arzneien :

„Eine Arznei, welche allein und unvermischt, in gehörig großer Gabe, einem gesunden Menschen eingegeben, eine bestimmte Wirkung, eine bestimmte Reihe eigener Symptome zuwege bringt, behält die Tendenz, dergleichen zu erregen, auch in der kleinsten Gabe... Am meisten zeigen die Arzneimittel die Natur ihrer krankmachenden Potenz und ihre absolute wahre Wirkung am gesunden menschlichen Körper, wenn man jedes allein und unvermischt nehmen läßt.“ Daraus zieht Hahnemann dann den Schluß: „Die wohltätigsten Wirkungen hervorzubringen, ist stets ein einziges, einfaches Mittel geeignet, ganz ohne Zusatz, wenn es nur das best gewählte, das passendste in der rechten Gabe ist. Nie ist es nötig, ihrer zwei zusammen zu setzen... Wenn wir klar sehen wollen, was das Heilmittel in einer Krankheit wirkt und was noch zu tun sei, so können wir nur ein einziges einfaches Mittel auf einmal geben. Jeder Zusatz eines zweiten oder dritten verrückt uns den Gesichtspunkt.“

Auf diesen Fundamenten und Grundpfeilern baute dann Hahnemann sein im Jahre 1810 erstmal erschienenes „Organon der rationellen Heilkunde“ auf, eine logische Ausgestaltung seiner neuen Heillehre, die er als homöopathische Heilkunst in Gegensatz zur seitherigen allöopathischen Heilmethode brachte.

Noch eine weitere Frucht brachte die Torgauer Zeit hervor: Die „Reine Arzneimittellehre“ (1811), durch die der Aufbau des homöopathischen Heilgebäudes erheblich gefördert wurde. Sechs Teile

erschieden bis zum Jahre 1821 (1816 II. und III. Teil, 1818 IV. Teil, 1819 V. Teil und 1821 VI. Teil). Dem zweiten Teil fügte Hahnemann als Vorrede den Aufsatz bei: „Geist der neuen Heillehre“, der im Jahre 1813 im Allgemeinen Anzeiger der Deutschen erschienen war. Der Inhalt lehnt sich an die im „Organon“ aufgestellten Grundsätze an, und gibt — wie nicht anders zu erwarten ist — der homöopathischen Krankenbehandlung den unbestreitbaren Vorrang. Im übrigen verteidigt der Aufsatz das Organon, für das er im Reichsanzeiger die Aufmerksamkeit der gebildeten Stände zu wecken sucht.

Inzwischen war Hahnemann wieder von Torgau aufgebrochen. Die Stadt sollte auf Befehl Napoleons zu einer starken Festung ausgebaut werden. Da entfloh der Meister Aesculaps dem „Mars constructor“ und zog zum drittenmal nach Leipzig.

Die Grundzüge seiner neuen Heillehre waren in seinem Organon niedergelegt; mit der Veröffentlichung der „Reinen Arzneimittellehre“ hatte er die Zahl der sechs Jahre zuvor in seinem Werke „Fragmenta de viribus“ empfohlen, am Gesunden geprüften Arzneimittel, erheblich vermehrt und erweitert. Nun galt es, vor allem das neue Heilsystem praktisch weiter zu erproben und durch geeignete Vorträge möglichst viele Ärzte dafür zu gewinnen. Diese Absichten glaubte er am besten in Leipzig, dem sächsischen Athen, verwirklichen zu können. Nachdem der Versuch, ein Seminar für praktische Ärzte zu errichten, erfolglos geblieben war, faßte Hahnemann den Entschluß, sich als Lehrer an die heranwachsende Jugend zu wenden. Nach einer geschichtlichen Inauguraldissertation über Helleborismus veterum, deren Gelehrsamkeit selbst seine Gegner in Erstaunen setzte, las er vom Sommer 1811 bis Frühjahr 1821 in wöchentlich zwei Vorlesungen über sein „Organon“. Der Zuhörerkreis, zuerst durch Neugierige und Sensationslustige über Erwarten groß, schrumpfte bald zusammen. Damit wurde aber der Zusammenhalt und die Zusammenarbeit der Treugebliebenen desto fruchtbarer. Denn Lehrer und Schüler fanden sich bald zu einer eifrigen Arbeitsgemeinschaft, zur Prüfung der Arzneimittel an sich selbst zusammen. Das gab dann wiederum die Grundlagen zur Erweiterung der homöopathischen Arzneimittellehre.





Hahnemann griff in seinen Vorlesungen die ältere Schule und die ihr angehörigen allöopathischen Ärzte aufs heftigste an. Damit hatte er sich und seiner Lehre nicht wenig geschadet, denn von Anfang an klaffte zwischen ihm und dem übrigen medizinischen Lehrkörper der Universität eine unüberbrückbare Kluft. Nicht weniger feindselig waren ihm die Ärzte Leipzigs gesinnt, und ihre Gegnerschaft wurde durch die unleugbaren Heilerfolge Hahnemanns nicht vermindert.

Seine erfolgreiche Behandlung, namentlich von Kranken, die mit langwierigen Leiden behaftet waren, machte seinen Namen nach außen immer bekannter und angesehener. Es war daher nicht zu verwundern, daß sogar der österreichische Generalfeldmarschall Fürst von Schwarzenberg Heilung bei Hahnemann suchte, nachdem sie allöopathischen Ärzten nicht gelungen war. Da der berühmte Arzt nicht zu dem Fürsten und Feldherrn kam, mußte dieser mit seinem Gefolge sich nach Leipzig in die Kur Hahnemanns begeben. Anfangs zeigte sich eine erhebliche Besserung, die aber, nicht zuletzt durch die Schuld des Kranken, der auf seine gewohnten starken Weine nicht verzichten wollte, wieder umschlug und mit dem Tode des Fürsten (15. Oktober 1820) endete. Nun brach das Unheil von allen Seiten über Hahnemann herein, den man sich gescheut hatte, anzulasten, solange er den Fürsten in Behandlung hatte. Schon im Sektionsbefund wurde er — natürlich völlig grundlos und unberechtigt — wegen des Todes des Generalfeldmarschalls angegriffen. Dann erfolgte am 30. November das bis dahin zurückgehaltene Kgl. Reskript wegen Selbstdispensierens der Arzneien.

Schon am 16. Dezember 1819 hatten die Leipziger Apothekenbesitzer eine Klage hierüber beim Rate zu Leipzig eingereicht und am 15. März 1820 war nach einer lebhaften Verteidigung des Angeschuldigten das erstinstanzliche Urteil ergangen, Hahnemann habe sich des Aufgebens und der Dispensation aller und jeder Arzneimittel an jedermann, wer es auch sei, bei 20 Taler Strafe zu enthalten und zu schärferen Maßregeln keinen Anlaß zu geben. Das Urteil wurde der Landesregierung zur Bestätigung vorgelegt. Sie hatte sich bis nach dem Tode Schwarzenbergs Zeit gelassen. Dann erst wurde das erstinstanzliche Urteil bestätigt und Hahnemann das Selbstabgeben von Arzneien „nur bei seiner Anwesenheit auf dem

Land“, wo keine Apotheken sind usw. gestattet — ein Zugeständnis, das für Hahnemann völlig belanglos und zugleich ohnehin schon geltendes Recht war.

Aber auch die Ärzte Leipzigs wollten mit ihren Angriffen auf Hahnemann nun nicht mehr länger Zurückbleiben. Am 23. Januar 1821 veröffentlichten dreizehn Leipziger Ärzte in der Leipziger Zeitung vom 5. Februar einen heftigen Angriff auf Hahnemann wegen seines Schutzmittels gegen Scharlach. In seiner Erwiderung, die in ziemlich scharfem Ton gehalten war und in der er die Kollegen des Neides anklagte, heißt es unter anderem: „Der bessere, und ich kann es rühmen, der größere Teil des unterrichteten, gerechten, teilnehmenden Publikums weiß recht gut, bei wem es die ärztliche Glaubwürdigkeit finden kann.“ — Die Feindseligkeit war schließlich so weit gediehen, daß Apotheker und Ärzte zusammen die Entfernung Hahnemanns aus Leipzig, sogar mit Anwendung von Gewalt forderten, wogegen dann Professor Dr. Lindner mit 40 angesehenen Bürgern Leipzigs eine „Protestation beim Appellationsgericht“ in Dresden einbrachte.

Hahnemann war unterdessen freiwillig aus Leipzig fortgezogen. Fürst Ferdinand von Anhalt-Köthen hatte ihm in seiner Residenz Köthen eine Freistatt gesichert, in der er der ungehinderten Ausübung seiner Praxis, mit dem Rechte der Selbstabgabe der Arzneien an Kranke, nachgehen konnte. Schon im Juni 1821 siedelte Hahnemann nach Köthen über und damit begann eine weitere, scharf abgegrenzte Periode in seinem Leben. Hier zog er sich in der Hauptsache auf die Ausübung seiner sich immer mehr ausdehnenden Privatpraxis zurück. Die kleine Residenz- und Landstadt wurde allmählich das Mekka vieler Leidenden aus ganz Europa. Trotz der damals noch so außerordentlich erschwerten Reiseverhältnisse kamen die Kranken scharenweise aus allen Himmelsrichtungen nach Köthen geströmt, um sich von dem berühmten Entdecker der Homöopathie beraten zu lassen. Viele von ihnen blieben sogar wochen- und monatelang dort, um unter der persönlichen Aufsicht Hahnemanns sich einer Kur zu unterziehen. Daneben nahmen die brieflichen Beratungen einen Umfang an, der kaum zu bewältigen war. Der Meister, der unter dieser drückenden Arbeitslast fast zusammenbrach, sah sich



schließlich wohl oder übel genötigt, in der Person Dr. Lehmanns einen Assistenzarzt zu halten, nachdem sein eigener Schwiegersohn, Dr. Mossdorf, nur kurze Zeit unter ihm tätig gewesen, dann aber spurlos verschwunden war.

Mit der Außenwelt hatte Hahnemann — seine Patienten abgerechnet — in dieser ganzen Zeitperiode wenig Fühlung und Verbindung mehr: er war zum „Einsiedler von Köthen“ geworden. Auch gegenüber den eigenen Schülern und Kollegen war der persönliche Verkehr auf eine engbegrenzte Gruppe beschränkt, die ihn zuweilen in Köthen besuchten und mit denen er einen lebhaften Briefwechsel unterhielt. Die Vereinsbestrebungen der homöopathischen Ärzte, denen er überhaupt mißtrauisch, oft sogar ablehnend gegenüberstand, unterstützte und förderte er durch nichts. Auch die wissenschaftliche und schriftstellerische Tätigkeit trat mehr und mehr in den Hintergrund. Nur auf zwei, völlig voneinander unabhängigen Gebieten flackerte sie noch einmal auf: zuerst 1828—1830 durch die Herausgabe der „chronischen Krankheiten, ihre eigentümliche Natur und homöopathische Heilung“ und dann anfangs der dreißiger Jahre in der Cholerazeit.

Durch die Veröffentlichung der „chronischen Krankheiten“ (Dresden bei Arnold I., II. und III. Teil 1828, IV. Teil 1830) wurde die Entfremdung Hahnemanns gegenüber einem namhaften Teil der homöopathischen Ärzte seiner Zeit zur offenen Gegnerschaft. Daß Hahnemann allen chronischen Krankheiten nur drei Miasmen zugrunde legen wollte: Syphilis, Sycosis (Feigwarzenkrankheit) und Psora (Krätze), wovon die letztere die allgemeinste und verderblichste Krankheit sei, die seit vielen Jahrtausenden sich von Geschlecht zu Geschlecht verpflanzt habe, fand ebenso entschiedene Ablehnung seitens vieler homöopathischer Ärzte, wie die von Hahnemann zur Bekämpfung der chronischen Krankheiten empfohlenen „antipsorischen“ Mittel. Bei seinen Verordnungen war er zu immer höheren Verdünnungsgraden übergegangen, bis er schließlich die 30. Zentesimalpotenz für die wirksamste erklärte. Hiervon ließ er meist nur mohnsamengroße Streukügelchen nehmen; er wartete dann 30, 40, 50 und mehr Tage die Nachwirkung ab, „denn so lange hält ihre gute Wirkung in den angezeigten Gaben an und sie

darf durch kein neues Mittel gestört und aufgehoben werden“.

Die wissenschaftlich-kritische Richtung innerhalb der Homöopathie lehnte sowohl die psorische Krankheitserregung, als auch die hohen Potenzen mit der langen Wirkungsdauer rundweg ab, und warf den „reinen Homöopathen“ ein gedankenloses Schwören auf des Meisters Worte vor. Hahnemann dagegen pflegte die der wissenschaftlich-kritischen Richtung angehörenden Jünger der Homöopathie als „Halbhöopathen“ zu bezeichnen, die er für viel gefährlichere Feinde seiner Lehre hielt, als die offenen Gegner derselben. Der langwierige, heftig tobende Streit zwischen Hahnemannianern und Halbhöopathen wurde schließlich durch einen scharfen Angriffsartikel im Leipziger Tageblatt („Köthen, 23. Oktober 1832“) von Hahnemann selbst in die Öffentlichkeit getragen. Ein Jahr darauf fand dann anlässlich der Jahresversammlung des homöopathischen Zentralvereins in Köthen (10. August 1833) — wenigstens äußerlich — ein Ausgleich und Friedensschluß zwischen beiden Parteigruppen statt, ohne daß aber die Spannung und gegenseitige Befehdung ganz aufhörte.

Die erste schwere Folge dieser Zwietracht traf dann das von Hahnemann so heiß ersehnte Leipziger homöopathische Krankenhaus. In Köthen hätte man es gerne gesehen, daß Dr. Schweikert, ein Vertreter der „reinen Homöopathie“, leitender Arzt am neuen Krankenhaus geworden wäre. Die Leipziger Ärzte dagegen stimmten für Dr. Moritz Müller, der ohne Zweifel der geistig hervorragendste unter ihnen war, der aber der wissenschaftlich-kritischen Richtung angehörte, und deshalb Hahnemanns Gunst nicht besaß. So wurde die homöopathische Heil- und Lehranstalt, die für die Homöopathie so segensreich hätte werden können, von Anfang an in den Strudel der Parteikämpfe mit hineingezogen. Und daran krankte sie auch später noch, als Schweikert die Direktorstelle übernahm und Hahnemann — freilich nur auf kurze Zeit — der Protektor der Anstalt wurde. Im Jahre 1842 mußte das Krankenhaus, von dem sich Hahnemann so viel versprochen hatte, geschlossen werden.

So hemmend und schädigend dieser Streit im eigenen Lager war, ebenso kräftig wurde die Homöopathie in ihrer Ausbreitung durch das





Auftreten der Cholera in den Jahren 1830 und 1831 gefördert. In der allgemeinen Ratlosigkeit der Ärzte, die entweder eine lähmende Panik oder eine stumpfsinnige Gleichgültigkeit bei der Bevölkerung zur Folge hatte, griff der fünfundsiebzigjährige Hahnemann mit einer bewundernswerten Frische und Tatkraft ein. In verschiedenen „Aufrufen“, „Sendschreiben“ und sonstigen Aufsätzen, in denen er neben hygienisch-diätetischen Maßregeln die wirksamsten homöopathischen Heil- und Vorbeugungsmittel gegen Cholera empfahl, wandte er sich an die Bevölkerung und an den König von Preußen. Dabei hatte er die große Genugtuung, daß seine Stimme nicht vergeblich verhallte und seine Ratschläge nicht nur von zahlreichen Kranken, sondern auch von vielen Ärzten treulich befolgt wurden. Die unleugbaren, oft ans Wunderbare grenzenden Heilerfolge bei der so sehr gefürchteten Cholera hatten der Homöopathie, besonders auch in den höheren Kreisen, zahlreiche neue Anhänger zugeführt und ihr zu einer unerwartet raschen Ausbreitung im In- und Auslande verhoben.

Die Cholera hatte Hahnemann zum letztenmal Anlaß gegeben, öffentlich hervorzutreten. Drei Jahre später, am 18. Januar 1835, ging der achtzigjährige Hahnemann eine romantische zweite Ehe ein, mit der damals 35jährigen Französin, Mademoiselle Melanie d'Hervilly, die nach Köthen gereist war, um den berühmten Meister der Heilkunst für ihre Beschwerden zu Rate zu ziehen. Mit dieser Wiedervermählung war Hahnemann für sein Vaterland verloren. Ein neuer Abschnitt seines Lebens begann seinen Anfang zu nehmen. Seiner von Jugend auf an Glanz und Reichtum, an Abwechslung und Unterhaltung gewöhnten Gattin war der Aufenthalt in dem kleinen Köthen auf die Dauer unerträglich. Sie drängte ihren Mann, mit ihr nach Paris zu gehen, wo sie angeblich ihre Vermögensangelegenheiten in Ordnung bringen wollte. Allein Hahnemann kehrte nicht wieder nach Deutschland zurück. Er, der sich so sehr nach Ruhe gesehnt hatte, der mehr als einmal die Absicht aussprach, von der Berufsarbeit zurückzutreten, stand bald nach seiner Ankunft in Paris einer ärztlichen Praxis vor, die, was Zeit und Kraftaufwand anbetrifft, seine strengste Köthener Tätigkeit fast noch übertraf. Was der 70jährige Mann in Köthen mit wenigen Ausnahmen abzulehnen pflegte, nämlich Besuche im Hause des

Kranken zu machen, das führte der mehr als 80jährige jugendfrische Greis in Paris durch, und zwar mit einem Eifer und einer Ausdauer, die uns heute noch in Bewunderung und Erstaunen versetzt. Zu wissenschaftlich-literarischen Arbeiten blieb ihm auf diese Weise allerdings fast keine Zeit mehr übrig. So lebhaft und begeistert die homöopathischen Ärzte Frankreichs den deutschen Meister in der Hauptstadt ihres Heimatlandes begrüßt hatten — auf die Weiterentwicklung und die Weiterausbreitung der Homöopathie konnte der Greis, der ganz im Erwerb und in der täglichen Praxis aufging, keine bestimmte Einwirkung mehr ausüben, zumal er nur wenig Verbindung mit den homöopathischen Führern Frankreichs unterhielt. Nur eine zweite vermehrte Auflage seiner „chronischen Krankheiten“ (bei Schaub in Düsseldorf 1835, 1838 und 1839) arbeitete er in Paris aus, sowie die vorliegende 6. Auflage seines Organons.

Am 2. Juli 1843 schloß der 88jährige nimmermüde Greis seine Augen für immer, und am 11. Juli wurde er in einer provisorischen Gruft auf dem Friedhof Montmartre bei zwei anderen Toten, die seiner Frau früher nahe gestanden hatten, beigesetzt. Ohne Grabstein und ohne Inschrift ruhten hier die sterblichen Überreste des Stifters der Homöopathie, vergessen und verschollen, bis nach mehr als einem halben Jahrhundert, durch Freunde der Homöopathie aus Amerika, das Grab Hahnemanns auf Montmartre wieder aufgefunden und festgestellt wurde, im Jahre 1898 wurden dann die letzten Überreste des Meisters nach dem Friedhof Père Lachaise überführt, wo sie ihre bleibende Ruhestätte fanden. Über dem Grabe erhebt sich ein würdiges Denkmal, das mit Hilfe einer internationalen Sammlung errichtet wurde und auf dem in schlichten Worten verkündet wird, an diesem Orte ruht: „Hahnemann, Gründer der Homöopathie.“

\* \* \*

Fast ein Vierteljahrhundert ist seitdem vorübergegangen, und nahezu acht Jahrzehnte sind verflossen, seit Hahnemann die letzten Federstriche an der Neubearbeitung seines Hauptwerkes, dem Organon, machte, das er vor einhundertundelf Jahren zum erstenmal in die Welt hinausgesandt hat, um seine Heillehre in systematischer Darstellung zu vertreten und



weiter zu verbreiten. Wenn trotz dieser langen Zeiträume noch immer das Bedürfnis für das Neuerscheinen dieses Werkes vorliegt und sich kundgibt, so ist dafür wohl kaum ein anderer Grund denkbar, als daß eben die darin enthaltenen Lehren auf Wahrheit beruhen und daß selbst die gewaltigen Fortschritte und die an Umwälzung grenzenden Neuerungen, die sich auf dem Gebiete der ärztlichen Wissenschaft im Laufe des letzten Jahrhunderts ereignet haben, die grundlegenden Gedanken der im Organon enthaltenen Heillehre nicht zu erschüttern vermochten.

Gewiß sind zahlreiche Äußerungen Hahnemanns durch die fortschreitende Erkenntnis, Erfahrung und Forschung längst überholt, und viele seiner Ansichten und Meinungen, wie z. B. seine Erklärungsversuche von der Wirkung homöopathischer Arzneimittel, können heute nicht mehr als stichhaltig gelten. Manches Neue trat an die Stelle des Alten, denn die Wissenschaft steht nie still, sondern trägt in sich selbst den Trieb der Entwicklung, sonst ist sie keine lebensfähige Wissenschaft mehr. Es liegt auch keineswegs in unserer Absicht, den Inhalt von Hahnemanns Organon Wort für Wort zu verteidigen, als wäre er auf eine göttliche Eingebung zurückzuführen. Hahnemann war ein Mensch und daher nicht unfehlbar. Wissenschaftliche Irrtümer und menschliche Schwächen hafteten auch ihm und seinen Werken an, denen nicht nur durch Stil und Schreibweise, sondern teilweise auch durch die Art der Auffassung, Erklärung und Darstellung der Geist und Stempel seiner Zeit aufgedrückt ist. Aber die grundlegenden Lehren des Organons, die Erforschung der Arzneikräfte durch Prüfungen an Gesunden, die Verordnung der Heilmittel auf Grund des Ähnlichkeitsprinzips und die Notwendigkeit kleiner Arzneigaben, sind weder durch die Fortschritte der ärztlichen Wissenschaft, noch durch die vielen Angriffe der Gegner im geringsten ins Wanken geraten. Im Gegenteil, zahlreiche Wandlungen und Entdeckungen in der Physik, in der Chemie, und in den verschiedensten Zweigen der ärztlichen Wissenschaft selbst haben unabsichtlich und unfreiwillig Zeugnis für die Wahrheit der Homöopathie abgelegt. Diese sich täglich mehrenden Beweise für ihre Richtigkeit haben während der letzten Jahre zahlreiche Ärzte zu praktischen Versuchen am Krankenbett und dadurch zum Übertritt zur

Homöopathie bewegt. Der glänzendste Beweis für ihren praktischen Wert ist aber ihre heute schon nach Millionen zählende Anhängerschaft, die diesseits und jenseits des Ozeans andauernd im Zunehmen begriffen ist.

Die stetig wachsende Neigung zur Homöopathie, namentlich unter den jüngeren Ärzten, hat ihren Hauptgrund darin, daß viele Anschauungen und Lehren Hahnemanns dem Arzte von heute vernünftiger und faßbarer erscheinen, als dies für seine Zeitgenossen der Fall sein konnte. Hahnemann hatte zweifellos eine stark intuitive Begabung und manche seiner Äußerungen, die noch vor wenigen Jahrzehnten fremdartig, vielleicht sogar absurd anmuteten, erscheinen heute dem medizinisch-biologisch denkenden Arzte als durchaus vernünftig und rationell. Selbst der so viel verpönte „Dynamismus“, die „Verstimmung der Lebenskraft“, mit der Hahnemann einfach zum Ausdruck bringen wollte, daß für ihn Krankheit nicht einfach Organerkrankung, sondern eine Beteiligung des gesamten Organismus infolge Störung von Leib und Seele des ganzen Menschen sei, hat im Laufe der letzten Jahre durch beachtenswerte Veröffentlichungen in angesehenen schulärztlichen Zeitschriften neue, unerwartete Bestätigungen gefunden. Wir erinnern nur z. B. an die Abhandlung von Dr. Charles Widmer-Zofingen, im Novemberheft 1915 in der von Geh. Medizinalrat Professor Klemperer herausgegebenen Zeitschrift „Therapie der Gegenwart“: „Vom Rhythmus der Gesundheit und vom Standort des Menschen.“ Zahlreiche Äußerungen des Verfassers erinnern hier unwillkürlich an Hahnemanns dynamische Auffassung, nach der Erkrankungen nicht nur einzelne Organe und Gewebsarten, sondern Körper und Seele des ganzen Menschen beherrschen. Auch die Betriebspathologie Rosenbachs bedeutet eine starke Annäherung an die Anschauungen Hahnemanns.

Hahnemanns Stellungnahme zu den Gemütsymptomen, die er bekanntlich bei der Wahl des Arzneimittels ganz besonders berücksichtigt wissen will, haben viele seiner Zeitgenossen für die Ausgeburts einer krankhaften Phantasie gehalten. Heute sind es Männer von klangvollem Namen, Gelehrte von bestem Rufe, wie Professor Krehl in Heidelberg oder Professor Karl Ludwig Schleich in Berlin, die gerade dem Seelischen im Rahmen der



Gesundheit und Krankheit weitgehende Beachtung zuteil werden lassen (siehe Krehl „Pathologische Physiologie“, 9. Aufl. 1918, und Schleich „Vom Schaltwerk der Gedanken“, Berlin 1916).

Ebenso erfreuen sich die subjektiven Krankheitssymptome, die Hahnemann — vielleicht von einem etwas zu einseitigen Gesichtspunkte aus — als die wesentlichen Erscheinungen des Krankheitsbildes bezeichnete, bei gewissen Autoritäten (z. B. Prof. Cabot-Boston) heute einer viel größeren Würdigung, wenn zunächst auch nur zu differential-diagnostischen Zwecken.

Selbst Hahnemanns viel bekämpfte Lehre von der „Psora“ bei der er im Grunde genommen natürlich nicht einfach die von Krätzemilben verursachte Krankheit, sondern eine auf Vererbung beruhende oder durch Unterdrückung von Hautausschlägen entstandene tief greifende Dyskrasie und krankhafte Disposition verstand, erscheint uns jetzt, nachdem die Begriffe „Krankheit“, „Konstitution“ und „Diathese“ wieder neue Bedeutung und Würdigung in der Heilkunde erlangt haben, in einer viel günstigeren Beleuchtung als noch vor wenigen Jahren.

Überhaupt hat die ganze Richtung, in der das ärztliche Denken und Forschen der Gegenwart, unter dem Einfluß der Biologie, allmählich einschwenkt, und die völlig veränderte Auffassung von Gesundheit und Krankheit. viel dazu beigetragen, Hahnemann und seine Lehre auch dem Verständnis des in schulärztlicher Denkweise erzogenen Arztes näher zu bringen. An den Ergebnissen der medizinisch-biologischen Forschungen der letzten Jahre gemessen, ist heute noch gar nicht abzusehen, wie viele von Hahnemanns intuitiven Anschauungen und Theorien dereinst noch unbeschränktes Bürgerrecht in der Heilkunde der Zukunft erlangen werden.

Dies ist nicht etwa nur die Ansicht eines ausschließlich homöopathisch geschulten Arztes, sondern auch unter den Vertretern der Schulmedizin, die sich der Homöopathie gegenüber ihre Objektivität bewahrt haben, werden heute schon Stimmen laut, die deutlich erkennen lassen, daß man Hahnemanns Bedeutung und Größe auch in seinen theoretischen Darlegungen allmählich zu würdigen beginnt. Dr. med. et phil. Franz

Hübötter, Privatdozent der Medizin an der Berliner Universität und Spezialarzt für Chirurgie, dem man also eine einseitige Hinneigung zur Homöopathie wohl nicht zum Vorwurf machen kann, bezeichnet in seinem kürzlich (1920) erschienenen vortrefflichen Werke „3000 Jahre Medizin“ Hahnemanns Auffassung von der Einheit der Krankheiten als „eine Tatsache von eminenter Bedeutung“, deren Richtigkeit sich vielleicht eines Tages noch bestätigen könne. Er schließt dann seine kurze Betrachtung über Hahnemanns Krankheitsauffassung mit den Worten: „Wir werden schwindelig bei diesen Gedanken; die Idee ist aber jedenfalls grandios; vorläufig wird sie noch für falsch gehalten.“

Schließlich müssen wir aber immer wieder daran erinnern, daß der eigentliche Kernpunkt der Homöopathie gar nicht in den hypothetischen Mutmaßungen und theoretischen Anschauungen Hahnemanns besteht, sondern daß bei einer gerechten Beurteilung der Homöopathie einzig der praktische Versuch, das Experiment, den Ausschlag geben darf. Darauf weist Hahnemann nachdrücklich in seiner Vorerinnerung zur zweiten Auflage des Organons hin, indem er schreibt: „Die wahre Heilkunst ist ihrer Natur nach eine reine Erfahrungswissenschaft, und kann und darf sich daher bloß an lautere Tatsachen halten... und keinen Schritt aus dem Kreise reiner wohlbeobachteter Erfahrungen und Versuche wagen, wenn sie vermeiden will, ein Nichts, eine Gaukelei werden.“ Und an anderer Stelle ruft er seinen Zeitgenossen zu: „Macht's nach, aber macht's genau nach.“

Wenn wir diese Tatsachen im Auge behalten, sollte es uns mit Hilfe einiger geschichtlicher Vorstudien und unter Berücksichtigung der Verhältnisse und der Entwicklungsstufe, in der sich die Heilkunde zur Zeit Hahnemanns befand, nicht allzu schwer fallen, beim Lesen des Organons über anfechtbare Erklärungsversuche, veraltete Ansichten und Ausdrucksweisen hinwegzukommen, die lediglich beweisen, daß auch Hahnemann in vielen Dingen ein Kind seiner Zeit gewesen ist. In diesem Geiste gelesen, wird uns Hahnemanns Organon auch heute noch eine Menge von Belehrung und Anregung geben und damit zugleich beweisen, daß das Urteil, das einer der ausgezeichnetsten Kenner über die Werke





Hahnemanns gefällt hat, nicht übertrieben ist, wenn er sagt:

Wir lesen sie mit unseren Augen, trennen das Tatsächliche vom Hypothetischen und finden dann in diesen Werken eine Fülle der feinsten und beachtenswertesten Beobachtungen, der scharfsinnigsten, genialen Auffassung und eine reiche Quelle begeisternder Anregung, welche einen Urheber verrät, der in Jahrhunderten nur einmal erscheint.“

Stuttgart, Mitte März 1921.

Obere Birkenwaldstr. 118.

Dr. med. homoeop. Richard Haehl

## **Impressum**

Hahnemann Institut  
Privatinstitut für homöopathische  
Dokumentation GmbH  
Krottenkopfstraße 2  
86926 Greifenberg  
Tel: 08192-93060  
Fax: 08192-9306-19  
email: [info@hahnemann.de](mailto:info@hahnemann.de)  
internet: [www.hahnemann.de](http://www.hahnemann.de)